

tl'dr

Ethnomethodologische Überlegungen
zur Erforschung wissenschaftlicher
Textproduktion

Sabrina Schaper

*Wissenschaftliche Texte dokumentieren nicht nur Forschung, sondern spiegeln auch die Rahmenbedingungen des Wissenschaftssystems und akademischen Alltagshandelns wider. Mit der Methode der Textanalyse bietet die Ethnomethodologie ein Instrument, das bestimmte Facetten wissenschaftlicher Alltagspraxis empirisch zugänglich macht. Wer Texte schreibt, steht vor der Aufgabe, Aufmerksamkeit zu erzeugen und die Relevanz des eigenen Tuns deutlich zu machen. Selektionshandlungen der Lesenden sind eine Herausforderung, die schon während des Verfassens berücksichtigt werden muss – durch Formeln wie **tl;dr** (too long; didn't read) wird dies sichtbar denn je.*

tl;dr ist als Abkürzung in der Netzkommunikation längst etabliert. Zu dieser Abkürzung gibt es bislang keine wissenschaftlichen Betrachtungen. Ihre Bestimmung kann hier als erster Versuch gelten. **tl;dr** verweist auf eine Handlungspraxis innerhalb der schriftlichen Kommunikation, die eine Bewertung von Textinhalten darstellen kann, gleichzeitig aber auch über den Inhalt hinausgeht. So wird die Abkürzung von Leser*innen einerseits verwendet, um Autor*innen darauf aufmerksam zu machen, dass ein Schriftstück als zu lang empfunden und aufgrund dessen nicht oder nur teilweise gelesen wurde. Hierbei bleibt offen, ob der Text nur im Hinblick auf seine Länge bewertet wurde. **tl;dr** kann ebenso ein Resümee sein, das sich aus einem ersten Anlesen ergeben hat und beispielsweise ausdrückt, dass die Autor*in aus Leser*innensicht nicht schnell genug zu einer Kernaussage kommt. So oder so verweist der Kommentar **tl;dr** auf die Schnelllebigkeit der Alltagswelt, die von einem Überangebot an Information und einem bewussten, selektiven Umgang mit diesem geprägt ist. Andererseits wird die Abkürzung von Autor*innen selbst aufgegriffen, beispielsweise als Überschrift für Inhaltssammenfassungen oder Schlussfolgerungen. Die Tatsache, dass auch Autor*innen **tl;dr** verwenden, gibt Hinweise darauf, dass sie bereits beim Verfassen eines Schriftstücks mit selektiven und bewertenden Handlungspraktiken bei Leser*innen rechnen. Dabei handelt es sich jedoch keineswegs um ein neues Phänomen: Dieses Beziehungsmerkmal zwischen Leser*innen und Autor*innen sowie die Handlungspraktiken, die unter **tl;dr** zusammenfallen, gelten als Kernelemente der Kulturpraktiken des Lesens und Schreibens: Schon seit jeher entscheiden sich Leser*innen gegen das (Weiter-)Lesen von Texten. Autor*innen müssen mit derartigen Entscheidungen rechnen – nicht zuletzt deshalb, weil sie eigene Erfahrungen mit dem Lesen von Texten haben und um ihre eigenen Selektionsmechanismen wissen. Bislang sind diese Praktiken jedoch eher unsichtbar geblieben.

tl;dr macht es möglich, die Praxis der Selektion von Text(inhalt)en für andere zu markieren und darauf aufmerksam zu machen.

Wissenschaftliche Texte – too long; didn't read?

Die Abkürzung **tl;dr** ist unter anderem symptomatisch für die zeiteffiziente Suche nach der Kernaussage und wird nicht selten auch im Zusammenhang mit der Darstellung wissenschaftlicher Argumentationen, Fakten und Erkenntnisse gebraucht. Mit einer Verknappung und Beschränkung auf Kernaussagen und/oder Ergebnisse hat es die Wissenschaft aber nicht nur im gesamtgesellschaftlichen Dialog zu tun. Auch innerhalb des Wissenschaftssystems lässt sich eine Tendenz zu Publikationen geringeren Umfangs feststellen. Gläser (2006: 236) zeichnet die Historie wissenschaftlicher Kommunikationspraktiken nach und zeigt, dass sich bereits durch die Entstehung wissenschaftlicher (Fach-)Zeitschriften „[n]eue Praktiken der wechselseitigen Bezugnahme“ unter Forschenden etabliert haben. So werden kürzere Zeitschriftenbeiträge im Vergleich zu Büchern schneller publiziert und fördern damit den regen Diskurs sowie eine stetige Zunahme wissenschaftlicher Veröffentlichungen (Umstätter 2015: 39). Dieses Wachstum wird unter Bedingungen der Digitalität zusätzlich beschleunigt. Wie Fuchs-Kittowski und Stary (2015: 81) feststellen, verändert sich mit dem Publizieren im Internet auch das gesamte Wissenschaftssystem, vor allem hinsichtlich der Bedeutung von Selektionspraktiken:

„Bestand früher das Problem insbesondere darin, die neuesten wissenschaftlichen Arbeiten aufzufinden, ist es heute eher das Problem, die Masse an Informationen richtig zu verwalten. Die neuesten Forschungsergebnisse werden, wenn sie allgemein zugänglich gemacht werden, den Wissenschaftlern über das Netz immer schneller zur Verfügung gestellt. Entscheidend dabei ist jedoch die Frage, wer auf welchem Wege Zugriff auf die Forschungsergebnisse erhält, wie das Problem einer verlässlichen Langzeitarchivierung gelöst wird.“

An diese Beobachtung schließt sich die Frage an, welche Veröffentlichungen unter gegenwärtigen Bedingungen überhaupt gelesen werden (*did(n't) read*). Auch Degkwitz (2015: 37) beobachtet, dass sich durch die Nutzung digitaler Medien nicht nur ein „Wandel des Publizierens“ selbst feststellen lässt, sondern es auch um eine generelle „Transformation des Wissens“ geht. Diese erkennt er beispielsweise darin, dass es eine Tendenz zu weniger Text und mehr

visuellem Material gibt und der Fokus im World Wide Web (auch **www**, Breuer 2023) auf evidenzbasierten Veröffentlichungen liegt. Zudem weist Degkwitz auf neue Formen der Kollaboration unter Forschenden sowie der Kontextualisierung von Wissen durch Verlinkungen und multimediale Erweiterungsmöglichkeiten, zum Beispiel Videos, hin (Degwitz 2015: 34f.). Bereits im Jahr 2010 thematisierte Steinhoff (2010: 15) vor dem Hintergrund dieser Entwicklung, dass wissenschaftliche Texte immer häufiger einem „Postulat der Ökonomie“ unterworfen werden, womit Fragen der „Darstellungseffizienz“ verbunden sind. Dies meint unter anderem, dass inhaltliche Redundanzen vermieden werden sollen und ein enger Fokus auf Forschungsgegenstände gewählt wird. Wissenschaftler*innen stehen so, wenn sie sich an diesem Postulat orientieren, vor der Frage, wie lang ein Text sein sollte, der das für Leser*innen Wesentliche aussagt (*too long?*). Diese Beobachtungen geben erste Hinweise darauf, dass eine Analyse wissenschaftlicher Publikationspraktiken eine Gegenwartsdiagnose des Wissenschaftssystems selbst beinhaltet. Es geht um ein komplexes Zusammenspiel von wissenschaftlichem Schreiben einerseits und Praktiken des Selektierens und Rezipierens andererseits. Verfasser*innen müssen bereits beim Schreiben ihrer Texte mit bestimmten Formen der Selektion und Rezeption auf Seiten der Adressat*innen rechnen und durch spezifische Formen der Adressierung Aufmerksamkeit erzeugen. Ausgehend von den Überlegungen zur Abkürzung **tl;dr** und den beschriebenen Handlungspraktiken, die implizit darunter verhandelt werden, fokussiert dieser Artikel wissenschaftliche Texte als Forschungsgegenstand. Durch die Analyse dieses Gegenstands als kommunikatives Darstellungsproblem lässt sich empirisch zeigen, dass „Wissenspublikationen [...] nicht bloß Dokumente oder Repräsentationen wissenschaftlichen Wissens“ sind, sondern dass es sich um „Objekte einer Forschungspraxis“ handelt, „in und mit der dieses Wissen aktiv hergestellt wird“ (Engert/Krey 2013: 368). Ich skizziere im Folgenden Überlegungen dazu, wie eine Erforschung dieses Gegenstands gelingen und einen Beitrag zur Wissenschaftsforschung leisten kann. Denn eine interpretative Betrachtung des Schriftdiskurses bietet die Chance, sich der „komplexe[n] Dynamik einer Wissenschaftskultur“ (Arnold 2013: 65) empirisch zu nähern und damit spezifische Einblicke in *doing research*, das heißt in die wissenschaftliche Alltagspraxis, zu erhalten.

Von Fenstern und Spiegeln

Innerhalb der Wissenschaft wurde die Bedeutung der Adressat*innen im akademischen Schreiben bislang nur wenig in den Blick genommen, obwohl die

„Kultur der Wissenschaft“ in der Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte als eine „Kultur der Schrift“ (Arnold/Fischer 2009: 24) beschrieben wird. Schrift wird dabei nicht nur als Grundvoraussetzung für die Systematisierung des Denkens gesehen, sondern ist anschlussfähig für den öffentlichen Diskurs (ebd.: 25). Nichtsdestotrotz werden wissenschaftliche Texte vorrangig als Werkzeuge zur Dokumentation und Weitergabe von Forschungserkenntnissen gesehen, weniger als Konstitutionsmechanismen des akademischen Diskurses und wissenschaftlichen Systems.

Eine Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Texten als Untersuchungsgegenstand findet bislang vorrangig in der linguistischen Forschung statt. Hier werden beispielsweise Besonderheiten von Fachsprache in den Blick genommen und einer sprachlichen und rhetorischen Feinanalyse unterzogen (Steinhoff 2010; Steiner 2009; Brünner/Graefen 1994). Sozialwissenschaftlich gesehen bleibt die Antwort auf die Frage offen, „wie Forscher Wissenspublikationen situiert herstellen und gebrauchen, um Wissensobjekte sich selbst und anderen kommunikativ zugänglich zu machen“ (Engert/Krey 2013: 367). Engert und Krey (2013: 366) sprechen in Bezug auf die Sozialwissenschaften sogar von einer „analytische[n] Leerstelle“, die sie daran festmachen, dass in der Wissenschaftsforschung

„die Produktion von Wissen in der lokalen Forschungspraxis und die Publikation von Wissen im wissenschaftlichen Diskurs als getrennt voneinander bestehende Phänomene betrachtet werden“ (ebd.).¹

Dass Texte in der Analyse von Alltagspraktiken außen vor bleiben, ist jedoch kein spezifisches Problem der Wissenschaftsforschung. Sie sind insbesondere in den Sozialwissenschaften ein noch wenig untersuchter Forschungsgegenstand. Empirisch mangelt es vor allem an der Betrachtung von Texten als *Spiegel* der sozialen Alltagswelt (Wolff 1995). Vertreter*innen der Ethnomethodologie wiesen bereits in den 1990er Jahren auf die großen Potenziale einer sozialwissenschaftlich ausgerichteten Textanalyse hin:

„Der Text wird analysiert, weil er in seiner eigentümlichen Form als Text an den gesellschaftlichen Verhältnissen teilhat. Das Interesse richtet sich darauf, die Organisation dieser Verhältnisse zu durchdringen, sie aufzudecken, sie von innen her, durch den Text hindurch, zu öffnen. Wenn der Text gewissermaßen ins Labor kommt, ist er gezeichnet von den Verhältnissen, die ihn organisieren und die er organisiert. Er liegt der Ana-

lytikerin dann nicht als ein besonderes Exemplar oder als ein Exempel vor, sondern sie benutzt ihn als Mittel, das ihr Zugang verschafft. Er vermittelt ihr eine direkte Verbindung zu den Verhältnissen, die er organisiert.“ (Smith 1998: 13)

In den Sozialwissenschaften stoßen Texte also „primär als ‚Texte über...‘, d. h. als Daten zweiter Ordnung auf Interesse“ (Wolff 2011: 249). Angelehnt an Gusfield (1976) bezeichnet Stephan Wolff (2011: 249) dies als den „Fensterscheibeneffekt“: Der Text wird als *Fenster* zu den darin formulierten Inhalten gesehen, weniger als Spiegel. Als empirische Antwort auf dieses Forschungsdesiderat entwickelte Wolff (1995) die ethnomethodologische Textanalyse, die den Fokus auf die „interne Methodizität“ (ebd.: 16) von Texten lenkt und auch für die Analyse wissenschaftlicher Texte großes Erkenntnispotenzial bietet.

Ethnomethodologische Textanalyse

Als Forschungsrichtung fokussiert sich die Ethnomethodologie seit den 1950er und 1960er Jahren auf die Erforschung der sozialen Alltagswelt. Soziale Strukturen werden innerhalb dieses Ansatzes als Ergebnisse von Alltagspraktiken und Interaktionsprozessen gesehen. Handlungen schaffen und verändern Gesellschaftsstrukturen und werden gleichzeitig von diesen Strukturen beeinflusst und bestimmt (Wolff 1995: 22). Ethnomethodologische Analysen beschäftigen sich demnach vorrangig mit Fragen des *Wie* (Hill/Crittenden 1968: 12): Ziel ist es, diejenigen Praktiken, Normen, Regeln und Strukturen zu beleuchten, auf die Akteur*innen im Alltag zurückgreifen – insbesondere in der Interaktion mit anderen (Zimmermann/Wieder 1970: 289; Churchill 1971: 182). Ausgehend von diesen methodologischen Überlegungen hat sich in der Ethnomethodologie die Methodik der Konversationsanalyse etabliert, die vorrangig zur Erforschung von Alltagssituationen mit einer hohen interaktiven Dichte, zum Beispiel Telefon- und Tischgespräche, gebraucht wird (Wolff 1995: 26f.). Jedoch gibt es bereits seit den 1980er Jahren Ansätze, Grundzüge dieser Methodik auch für die Analyse von Texten heranzuziehen. Mulkay (1986: 303ff.) zeigte beispielsweise in seiner Forschung zu Briefwechseln, dass sich in den Schriftstücken Eigenschaften finden lassen, die auf Parallelen zur Face-to-Face-Kommunikation hindeuten.

Basierend auf solchen Vorarbeiten entwickelte Stephan Wolff in den 1990er Jahren die ethnomethodologische Textanalyse und nutzte sie selbst zur Erforschung psychiatrischer Gutachten. In der Wissenschaftsforschung findet diese methodische

Weiterentwicklung der Konversationsanalyse nach meinem Kenntnisstand bislang jedoch keine Anwendung. Grundsätzlich ist Wolffs Textanalyse durch ein offenes Vorgehen gekennzeichnet. Mit einer ethnomethodologischen Forschungshaltung und dem dahinter liegenden methodologischen Verständnis wird eine neue Perspektive auf den Forschungsgegenstand eingenommen (Knauth/Wolff 1991: 36). Ausgangspunkt ist die Annahme, dass Texte im Vergleich zu Gesprächen eine starke „*innere Sequentialität und Geordnetheit*“ (Wolff 1995: 28) besitzen, die es näher zu betrachten gilt. Damit eignet sich die Textanalyse als Auswertungsinstrument für Wissenschaftspublikationen, denn es ist davon auszugehen, dass es sich bei dieser Textsorte „in hohem Masse [um] *organisierte Texte*“ (Steiner 2009: 19) handelt. Dies gilt nicht zuletzt, weil sich Wissenschaftstexte in Aufbau und Struktur häufig stark ähneln (siehe Reuter/Berli 2023) und mit dem Gebrauch fachspezifischer Sprache zudem hohe Anforderungen von Professionalisierung, Objektivität und Sachlichkeit verbunden sind. Die Textanalyse bezieht sich vor diesem Hintergrund auf ein *Beobachtungsmuster*, zu dem insbesondere zwei Aspekte gehören: (1) die Orientierung an den Adressat*innen sowie (2) Darstellungsprobleme und implizite Beschreibungskonflikte. Im Folgenden werde ich beide Aspekte hinsichtlich des methodischen Vorgehens näher beleuchten und erste Ideen dazu skizzieren, wie diese für die Erforschung wissenschaftlicher Texte genutzt werden können.

Adressat*innen von Wissenschaft

Die Auswertung mithilfe ethnomethodologischer Textanalyse beruht auf der Annahme, dass Verfasser*innen beim Schreiben von Briefen, Gutachten, Publikationen oder Akten die Lesenden einbeziehen müssen, um Verständlichkeit zu gewährleisten. Sie rechnen mit bestimmten Erwartungen und Reaktionen auf Seiten der Rezipient*innen und lassen diese Vorannahmen bewusst oder unbewusst in ihr Schreiben einfließen. Beim methodischen Vorgehen der Textanalyse wird vor diesem Hintergrund gezielt nach Bildern von Adressat*innen sowie adressierenden Formulierungen gesucht (Wolff 1995: 48ff.). Für die Erforschung von wissenschaftlichem Schreiben ist diese Orientierung an Adressat*innen insofern bedeutsam, als dass Adressierungen innerhalb von Publikationen in der Regel implizit bleiben. Anders als in Briefen finden hier tendenziell keine direkten Ansprachen statt, auch wenn durch bestimmte Formulierungen und vorausgesetztes Wissen dazu beigetragen wird, dass sich nur eine bestimmte Leser*innenschaft angesprochen fühlt und

Es lässt sich festhalten, dass die primären Adressat*innen wissenschaftlicher Publikationen andere Forschende sind und Publikationen zur Stabilisierung des Wissenschaftssystems im Allgemeinen und der Fachgemeinschaften im Besonderen beitragen können. Jedoch ist die Frage nach den Adressat*innen von Wissenschaft damit nicht vollständig beantwortet, denn Forschende stehen zur Sicherung der gesamtgesellschaftlichen Relevanz des Wissenschaftssystems auch vor der Anforderung, Nichtwissenschaftler*innen als sekundäre Adressat*innen ihrer Forschung zu berücksichtigen. Das bedeutet, dass diejenigen an irgendeiner Stelle wieder eingeschlossen werden müssen, die aufgrund von Fachsprache und vorausgesetztem Wissen zunächst ausgeschlossen wurden:

„Wissenskulturen erzeugen nicht nur durch ihre Abgrenzung von ihren Umwelten eine soziale und kulturelle Fremdheit, sie haben ihre soziale und kulturelle Distanz zur Gesellschaft – in einer mit ihren *epistemic values* vereinbaren Weise – wieder zu überbrücken. Denn jeder Wissenschaft muss es in der einen oder anderen Weise auch ge-

lingen, Interesse außerhalb der eigenen Disziplin, aber auch außerhalb des Wissenschaftssystems für die eigene Forschung zu wecken.“ (Arnold 2013: 70)

Es wird deutlich, dass der Fokus auf die Adressat*innenorientierung, den die Textanalyse mit sich bringt, mehr ermöglicht als eine bloße Auseinandersetzung mit den Herausforderungen wissenschaftlichen Schreibens. Sie liefert durch Kontrastierungen und Auswertungen unterschiedlicher Publikationen auf fallübergreifender Ebene neue Erkenntnisse zur Wissenschaftskultur und den damit zusammenhängenden Alltagspraktiken von Wissenschaft. Denn Wissenschaftskultur meint nach Arnold (2013: 65) nicht „nur das Innerdisziplinäre einer Wissenschaft“, sondern verweist auch auf ihre „Beziehungen zu ihren Umwelten“.

Die ethnomethodologische Textanalyse benennt in Bezug auf die Auswertung drei Grundprobleme von Autor*innenschaft, auf die der Text befragt werden kann (Wolff 1995: 14):

1. Problem des Rezipient*innenbezugs: Wie stellen Schreibende sicher, dass Lesende den Eindruck gewinnen, dass eine Publikation sich an sie richtet? Wie und in welcher Form findet Adressierung statt? Welche Einschluss- und Ausschlusskriterien gibt es?
2. Problem der Tatsächlichkeit: Wie wird Lesenden vermittelt, „daß die geschilderten Beobachtungen und Daten eine authentische und zuverlässige Wiedergabe der Wirklichkeit darstellen“ (ebd.)?
3. Problem der Reflexivität: Durch welche Form(u)ierungen) wird sichergestellt, dass Lesende einen Text als objektiv und sachlich empfinden?

Darstellungsprobleme

Der zweite Aspekt des Beobachtungsmusters, der in der Textanalyse zum Tragen kommt, sind Darstellungsprobleme oder auch „implizite Beschreibungskonflikte“ (Wolff 1995: 30, 2000a: 9). Gesucht werden kommunikative Probleme, das heißt Textstellen, für die „grundsätzlich unendlich viele, formal korrekte Versionen des Sachverhalts denkbar sind“, weshalb Verfasser*innen „über die konkrete Form der Beschreibung“ (Wolff 2000a: 9) entscheiden müssen. Beleuchtet werden zum Beispiel Mehrdeutigkeiten, inhaltliche Dilemmata oder sensible Sachverhalte, die im Text verhandelt werden. Speziell für die Wissenschaft lässt sich feststellen, dass ein hauptsächliches Darstellungsproblem im Gegenstandsbezug liegt (Steinhoff 2010: 10). Erst durch die Forschung und die damit verbundenen Entscheidungen konstru-

ieren Wissenschaftler*innen das von ihnen gewählte Forschungsphänomen, indem sie zum Beispiel eine spezifische Perspektive einnehmen und einen individuellen Feldzugang wählen (Wolff 2000b). Die Verschriftlichung liegt in der Regel am Ende des Forschungsprozesses. Nichtsdestoweniger stellt sich die Frage, „in welchem Verhältnis die Wissenspublikation zu anderen Stadien des Wissensprozesses steht“ (Engert/Krey 2013: 368). Teil des methodischen Vorgehens kann es dann sein, nach Textstellen zu suchen, in denen Entscheidungen im Forschungsprozess wie etwa der Feldzugang transparent gemacht und legitimiert werden. Forschungshandlungen und wegbeitende Entscheidungen können für Außenstehende erst im Text selbst nachvollzogen und eingesehen werden. Leitend für die Analyse sollte die Frage sein, auf welche Art ein bestimmtes Forschungsphänomen und ein darauf bezogener Forschungsprozess beschrieben und wie Relevanz erzeugt wird. Dies lässt sich anhand der besonderen Verschränkung von „Forschungs- und Erklärungshandlungen in einem Text-kommunikat“ (Steiner 2009: 10) erkennen.

Ein weiteres Darstellungsproblem kann in der Bezugnahme auf wissenschaftliche Kontroversen gesehen werden. Gläser (2006) zeichnete in historischen Beobachtungen nach, dass sich je nach Epoche oder Zeithorizont ein unterschiedlicher Umgang mit Kontroversen ausmachen lässt. So nimmt beispielsweise in der Wissensgesellschaft, bedingt durch die zunehmende Bedeutung empirischer Forschung, die kritische Auseinandersetzung mit Faktenwissen einen immer größeren Stellenwert ein (ebd.: 236). Durch die zunehmende Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Fachgemeinschaften und Forschungsgebiete ist anzunehmen, dass sich im gegenwärtigen Wissenschaftssystem inzwischen eine Vielzahl an Umgangsweisen mit Kontroversen ausmachen lässt. Wie Gläser in seiner Betrachtung wissenschaftlicher Produktionsgemeinschaften zeigt, liegt in ihrer Analyse ein besonderer Wert für die Wissenschaftsforschung: Die Art und Weise, wie Kontroversen thematisiert und konstruiert werden, lässt Rückschlüsse auf die allgemeine Konstitution des Wissenschaftssystems zu.

Neben vielen weiteren Darstellungsproblemen, die für das textanalytische Vorgehen relevant sein können, spielt die Konstitution von Profession und Expert*innentum eine zentrale Rolle. Bislang wurde dieser Aspekt vorrangig in der Linguistik betrachtet, indem „typische ‚Inszenierungsformen‘ von Expertenschaft [und] typisch wissenschaftliche Ausdrücke“ (Steinhoff 2010: 35) gesucht wurden. Dabei stand die Annahme im Vordergrund, dass „*Experten für Experten*“ schreiben, „was zwangsläufig zur Folge hat, dass die dort verwendete Sprache auch eine exkludierende Wirkung hat“ (ebd.). Unter der erwähnten Prämisse,

dass diese Exklusion an anderer Stelle wieder überwunden werden muss, stellt sich dann die Frage, wie sich Expert*innen für Nichtwissenschaftler*innen inszenieren.

Fazit

Ziel dieses Beitrags war es, wissenschaftliche Texte und Publikationen als Forschungsgegenstand in den Blick zu nehmen. Es wurde aufgezeigt, dass sie nicht nur als Dokumentation wissenschaftlichen Wissens begriffen werden können, sondern durch ihren diskursiven Charakter auch Rahmenbedingungen des Wissenschaftssystems und akademischen Alltagshandelns (*doing research*) widerspiegeln. Denn je „nach der Ausprägung dieser Bedingungen, d. h. nach der Ausprägung der Textproduktionssituation, gestaltet sich das Textproduzieren anders“ (Winter 1992: 6). Die Ethnomethodologie bietet mit der Methode der Textanalyse ein Instrument, mithilfe dessen diese Facetten wissenschaftlicher Alltagspraxis empirisch zugänglich gemacht werden können. Wer Texte schreibt, steht vor der Aufgabe, Aufmerksamkeit zu erzeugen und die Relevanz des eigenen Handelns deutlich zu machen. Selektionshandlungen von Rezipient*innen sind eine Herausforderung, die schon während des Verfässens berücksichtigt wird oder werden muss. Durch Abkürzungen wie **tl;dr** werden diese Praktiken sichtbarer denn je, insbesondere dann, wenn ein soziales System wie die Wissenschaft vor der Herausforderung steht, sich durch Professionalisierung und Expert*innentum nach außen hin abzugrenzen, innerlich zu stabilisieren und gleichzeitig die Brücke zum öffentlichen Diskurs aufrechtzuerhalten, um sich als gesellschaftliches Subsystem legitimieren zu können. Diese Überlegungen sind besonders in einer Zeit relevant, in der die Skepsis an der Wissenschaft zunehmend größer wird und eine Kluft zwischen wissenschaftlichen und politisch-wirtschaftlichen Alltagspraktiken entsteht.

Anmerkungen

- 1 Folglich sind zwei Forschungslinien erkennbar, wobei sich die sozialwissenschaftliche Forschung stark auf die Betrachtung wissenschaftlicher Diskurse sowie organisationaler Zusammenhänge und Strukturen fokussiert. Dazu gehören beispielsweise Forschungsarbeiten zu akademischen Peer-Review-Verfahren (Hirschauer 2005). Auch wenn es hier um den Umgang mit wissenschaftlichen Publikationen und damit zusammenhängenden Rezeptions- und Bewertungspraktiken geht, beschränken sich die Betrachtungen zum Peer-Review auf Fragen der Validität, Reliabilität und Qualität von Entscheidungsverfahren innerhalb von Fachgemeinschaften (Gläser 2006: 96).

Referenzen

- Arnold, Markus (2013). Die Adressaten der Wissenschaft. Zur kulturellen Konstruktion und Dekonstruktion disziplinärer Grenzen. *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, 39, 64–78.
- Arnold, Markus/Fischer, Roland (Hg.) (2009). *Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich*. Wien: Turia + Kant.
- Breuer, Johannes (2023). www. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 416–423.
- Brünner, Gisela/Graefen, Gabriele (Hg.) (1994). *Texte und Diskurse. Methoden und Forschungsergebnisse der Funktionalen Pragmatik*. Wiesbaden: Springer.
- Churchill, Lindsey (1971). Ethnomethodology and Measurement. *Social Forces*, 50, 182–191.
- Degkwitz, Andreas (2015). Transformation des Wissens und Wandel des Publizierens. In Klaus Fuchs-Kittowski/Heinrich Parthey/Walther Umstätter (Hg.), *Struktur und Funktion wissenschaftlicher Publikationen im World Wide Web*. Berlin: wvb, 25–38.
- Engert, Kornelia/Krey, Björn (2013). Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten. *Zeitschrift für Soziologie*, 42(5), 366–384.
- Fuchs-Kittowski, Klaus/Stary, Christian (2015). Wissensmanagement und Publikation im World Wide Web 2.0. In Klaus Fuchs-Kittowski/Heinrich Parthey/Walther Umstätter (Hg.), *Struktur und Funktion wissenschaftlicher Publikationen im World Wide Web*. Berlin: wvb, 63–99.
- Gläser, Jochen (2006). *Wissenschaftliche Produktionsgemeinschaften. Die soziale Ordnung der Forschung*. Frankfurt/Main et al.: Campus.
- Gusfield, Joseph (1976). The Literary Rhetoric of Science. Comedy and Pathos in Drinking Driver Research. *American Sociology Review*, 41(4), 16–34.
- Hamann, Julian/Kaldewey, David/Bielecki, Nadja/Bloch, Roland/Flink, Tim/Franzen, Martina/Graf, Angela/Hölscher, Michael/Huelsmann, Ines/Kosmützky, Anna/Krüger, Anne K./Mayer, Alexander/Meier, Frank/Müller, Ruth/Priester, Stefan/Reinhart, Martin/Rödter, Simone/Schneickert, Christian/Serrano Velarde, Kathia (2019). Aktuelle Herausforderungen der Wissenschafts- und Hochschulforschung. Eine kollektive Standortbestimmung. *Soziologie*, 47(2), 187–203.
- Hill, Richard J./Crittenden Stones, Kathleen (Hg.) (1968). *Proceedings of the Purdue Symposium on Ethnomethodology*. Lafayette: Institute for the Study of Social Change, Department of Sociology, Purdue University.
- Hirschauer, Stefan (2005). Publierte Fachurteile. Lektüre und Bewertungspraxis im Peer-Review. *Soziale Systeme*, 11, 52–82.
- Knauth, Bettina/Wolff, Stephan (1991). Zur Fruchtbarkeit der Konversationsanalyse für die Untersuchung schriftlicher Texte – dargestellt am Fall der Präferenzorganisation in psychiatrischen „Obergutachten“. *Zeitschrift für Soziologie*, 20(1), 36–49.
- Knorr-Cetina, Karin (1984). *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Mulkay, Michael (1986). Conversations and Texts. *Human Studies*, 9, 303–321.
- Reuter, Julia/Berli, Oliver (2023). Verf. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 384–391.
- Smith, Dorothy (1998). *Der aktive Text. Eine Soziologie für Frauen*. Hamburg: Argument.
- Steiner, Felix (2009). *Dargestellte Autorschaft. Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten*. Tübingen: Niemeyer.
- Steinbock, Torsten (2010). *Wissenschaftliche Textkompetenz. Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten*. Tübingen: Niemeyer.
- Umstätter, Walther (2015). Über beobachtbare Veränderungen des wissenschaftlichen Publikationswesens durch das World Wide Web. In Klaus Fuchs-Kittowski/Heinrich Parthey/Walther Umstätter (Hg.), *Struktur und Funktion wissenschaftlicher Publikationen im World Wide Web*. Berlin: wvb, 39–62.
- Winter, Alexander (1992). *Metakognition beim Textproduzieren*. Tübingen: Narr.
- Wolff, Stephan (1995). *Text und Schuld. Die Rhetorik psychiatrischer Gerichtsgutachten*. Berlin et al.: De Gruyter.
- Wolff, Stephan (2000a). Dokumenten- und Aktenanalyse. In Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt, 502–513.
- Wolff, Stephan (2000b). Wege ins Feld und ihre Varianten. In Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt, 335–349.
- Wolff, Stephan (2011). Textanalyse. In Ruth Ayaß/Jörg Bergmann (Hg.), *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung, 245–273.
- Zimmermann, Don H./Wieder, D. Lawrence (1970). Ethnomethodology and the Problem of Order. In Jack D. Douglas (Hg.), *Everyday Life*. New York: Routledge, 287–295.

